



- DIE CHRONIKEN VON -
NARNIA



C. S. Lewis

*Das Wunder
von Narnia*

Das Wunder von
NARNIA

Titel der Originalausgabe

The Magician's Nephew

Aus dem englischen von Ulla Neckenauer

Inhalt

Die falsche Tür
Digory und sein Onkel
Der Wald zwischen den Welten
Die Glocke und das Hämmerchen
Das „Unaussprechliche Wort“
Onkel Andrew hat Probleme
Was an der Haustür geschah
Die Schlacht am Laternenpfahl
Die Gründung Narnias
Der erste Witz und anderes mehr
Digory und Onkel Andrew ergeht es schlecht
Goldapfel erlebt ein Abenteuer
Eine unerwartete Begegnung
Ein Baum wird gepflanzt
Das Ende dieser Geschichte und der Beginn aller anderen

Die Falsche Tür

D

iese Geschichte handelt von Ereignissen, die sich vor langer, langer Zeit zutrugen. Es ist eine äußerst wichtige Geschichte, weil sie erklärt, wie das ganze Hin und Her zwischen unserer eigenen Welt und dem Land Narnia überhaupt anfing.

In jenen Tagen wohnte Sherlock Holmes noch in der Baker Street in London, als Junge mußte man jeden Tag einen steifen Kragen tragen, und die Schulen waren im allgemeinen noch gräßlicher als heutzutage. Aber das Essen war besser, und ich erzähle euch lieber erst gar nicht, wie billig und wie gut damals die Süßigkeiten waren, denn sonst läuft euch nur das Wasser im Mund zusammen. Und in jenen Tagen lebte in London ein Mädchen namens Polly Plummer.

Sie wohnte in einer langen Häuserzeile. Eines Morgens stand sie gerade hinten im Garten, als aus dem Nachbargarten ein Junge an der Mauer hochgeklettert kam und den Kopf darüber hinwegstreckte. Polly war sehr überrascht, denn im Nachbarhaus hatten bisher keine Kinder gewohnt. Dort lebten nur Mr. Ketterley, ein alter Junggeselle, und seine ebenfalls unverheiratete Schwester Miß Ketterley. Polly sah den Jungen neugierig an.

Ein ausgesprochen schmutziges Gesicht hatte er, und er sah geradeso aus, als hätte er eben in der Erde gewühlt, ausgiebig geweint und sich dann mit den Händen das Gesicht abgewischt. Und so hatte es sich auch fast zugetragen.

„Hallo“, sagte Polly.

„Hallo“, sagte der Junge. „Wie heißt du?“

„Polly“, erwiderte Polly. „Und du?“

„Digory“, antwortete der Junge.

„Ach herrje! Das ist aber ein komischer Name!“ rief Polly.

„Also ich finde ihn längst nicht so komisch wie Polly“, sagte Digory.

„Doch!“

„Nein, das stimmt nicht“, sagte Digory.

„Also wenigstens wasche ich mir das Gesicht“, sagte Polly. „Und das hättest du auch nötig, vor allem, wenn ...“ Doch mitten im Satz brach sie ab. Sie hatte sagen wollen, „... wenn du geheult hast“, aber dann fand sie, das wäre unhöflich.

„Na gut, dann hab' ich eben geheult“, erklärte Digory mit lauter Stimme. Offensichtlich war er sehr unglücklich, daß es ihm völlig egal war, ob irgendeiner erfuhr, daß er geweint hatte. „Du würdest auch heulen“, fuhr er fort, „wenn du dein ganzes Leben auf dem Land verbracht hättest, mit deinem eigenen Pony und einem Bach unten im Garten, und dann müßtest du hierherziehen in so ein gräßliches Loch.“

„London ist kein gräßliches Loch!“ protestierte Polly empört. Aber der Junge war so aufgebracht, daß er sie gar nicht beachtete. Er fuhr fort:

„Und wenn dein Vater in Indien wäre - und du müßtest bei einer Tante wohnen und bei einem Onkel, der nicht ganz richtig ist im Kopf - und nur deshalb, weil sie deine Mutter pflegen müssen - und wenn deine Mutter krank wäre und - und - sterben müßte.“ Und dann verzog er ganz komisch das Gesicht, so wie es immer dann passiert, wenn man versucht, die Tränen zu unterdrücken.

„Das wußte ich nicht. Tut mir leid“, sagte Polly zerknirscht. Weil sie nicht recht wußte, was sie sagen sollte, und weil sie Digory auf ein erfreulicheres Thema bringen wollte, fragte sie: „Ist Mr. Ketterley wirklich nicht ganz richtig im Kopf?“

„Also entweder ist er übergeschnappt, oder es ist irgendwas Geheimnisvolles im Gang“, erklärte Digory. „Im obersten Stock ist sein Arbeitszimmer, und Tante Letty hat mir strengstens verboten, es jemals zu betreten. Das kommt mir schon ausgesprochen komisch vor. Und dann ist da noch was. Jedes Mal, wenn er beim Essen etwas zu mir sagen will - mit ihr redet er überhaupt nicht -, bringt sie ihn zum Schweigen. Sie sagt: ‚Du darfst dem Jungen keine Angst einjagen, Andrew‘, oder: ‚Ich bin sicher, das interessiert Digory nicht‘, oder: ‚Hast du nicht Lust, hinauszugehen in den Garten und zu spielen, Digory?‘“

„Was will er dir denn erzählen?“

„Keine Ahnung. Soweit schafft er es nie. Aber das ist noch nicht alles. Gestern Abend bin ich auf dem Weg zu meinem Zimmer an der Treppe vorbeigegangen, die zu seinem Arbeitszimmer auf dem Dachboden führt. Ich gehe da sowieso nicht gern vorbei. Ja - und gestern Abend habe ich dort einen Schrei gehört - da bin ich ganz sicher.“

„Vielleicht hat er seine übergeschnappte Frau dort oben eingesperrt?“

„Ja, der Gedanke kam mir auch.“

„Oder vielleicht ist er ein Falschmünzer?“

„Vielleicht war er auch ein Pirat, wie der Mann am Anfang der Schatzinsel, und er versteckt sich immer noch vor seinen früheren Schiffskameraden.“

„Wie spannend!“ rief Polly. „Ich wußte gar nicht, daß es in eurem Haus so interessant ist!“

„Du findest das ja vielleicht interessant, aber wenn du dort schlafen müßtest, dann wäre es doch bestimmt gar nicht so recht. Was hältst du davon: Du liegst wach im Bett und hörst zu, wie Onkel Andrew über den Flur geschlichen kommt, auf dein Zimmer zu? Dabei hat er so gräßliche Augen!“

So lernten Polly und Digory einander kennen; und weil die Sommerferien gerade begannen und weil keiner von beiden dieses Jahr ans Meer fuhr, trafen sie einander fast täglich.

Ihr Abenteuer kam vor allem deshalb zustande, weil der Sommer so verregnet und so kalt war wie schon ewig nicht mehr. Sie mußten sich also im Haus beschäftigen, und so kam es, daß sie sich entschlossen, das Haus zu erforschen. Es ist erstaunlich, was man in einem alten Haus, mit einer Kerzenstummel in der Hand, alles auskundschaften kann. Polly hatte schon vor langer Zeit eine Entdeckung gemacht. Wenn man in der Rumpelkammer unterm Dach eine kleine Tür öffnete, dann kam man zu einer Zisterne mit einem dunklen Gang dahinter. Dort konnte man hineinklettern, wenn man gut achtgab. Wie ein langer Tunnel war dieser Gang, mit einer Ziegelmauer auf der einen und dem schrägen Dach auf der anderen Seite. An manchen Stellen fiel zwischen den Dachschindeln ein bißchen Licht herein. Fußboden gab es allerdings keinen in diesem Gang. Man mußte große Schritte von einem Balken zum nächsten machen, denn dazwischen lag nur der rohe Verputz, durch den man sofort ins darunter liegende Zimmer gebrochen wäre. Direkt neben der Zisterne hatte sich Polly eine Schmugglerhöhle eingerichtet. Sie hatte ein paar Kistenbretter heraufgeschafft, die Sitze von kaputten Küchenstühlen und ähnlichen Sachen. Das alles hatte sie über die Balken gelegt, sozusagen auf dem Fußboden. Hier bewahrte sie eine Geldkassette auf mit allem möglichen Krimskrams. Auch die Geschichte, an der sie gerade schrieb, bewahrte sie dort auf und gelegentlich ein paar Äpfel. Dort oben hatte sie sich oft in aller Ruhe eine Flasche Ingwerbier zu Gemüte geführt, und jetzt, wo die leeren Flaschen herumstanden, sah die Schmugglerhöhle auch viel echter aus.

Digory gefiel die Höhle ziemlich gut - Pollys Geschichte bekam er allerdings nicht zu sehen -, aber noch lieber wollte er weiter herumstöbern.

„Was meinst du wohl, wie weit der Gang geht? Hört er dort auf, wo das nächste Haus anfängt?“ erkundigte er sich.

„Nein. Die Mauern reichen nicht bis ganz hinauf. Der Gang geht also weiter. Aber wie weit, weiß ich auch nicht.“

„Dann könnten wir ja vielleicht durch alle Häuser laufen, was meinst du?“

„Ich glaube schon“, sagte Polly. „Und - ach, du liebe Güte ...“

„Was?“

„Wir können ja dann auch in alle anderen Häuser hin ein!“

„Damit man uns für Einbrecher hält? Nein danke!“ „Reg dich bloß nicht so auf! Ich dachte nur an das Haus neben euch.“

„Wieso?“

„Es steht leer. Daddy sagt, es steht schon leer, seit wir hier eingezogen sind.“

„Dann müssen wir es uns wohl mal ansehen.“ Digory ließ sich nicht anmerken, wie aufgeregt er war. Natürlich überlegte er, genau wie ihr vielleicht, warum das Haus wohl schon seit Ewigkeit leerstand. Polly ging es ganz ähnlich. Keiner von beiden sprach aus, was er dachte,

nämlich daß es dort ja vielleicht Gespenster gab. Jetzt, wo der Vorschlag schon einmal gemacht worden war, wollte keiner mehr kneifen.

„Sollen wir uns gleich auf den Weg machen?“ fragte Digory.

„Na gut.“

„Aber nur, wenn du es auch wirklich willst.“ „Wenn du dabei bist, dann bin ich auch dabei“ antwortete Polly.

„Aber woher sollen wir wissen, wie weit wir gehen müssen, bis wir im übernächsten Haus sind?“

So faßten sie also den Entschluß, erst einmal die Rumpelkammer auszumessen, und zwar in Schritten, die dem Abstand zwischen zwei Balken entsprachen. Dadurch wußten sie, wieviel Balken pro Zimmer gab. Dann wollten sie für die Strecke von einer Dachkammer zur nächsten noch vier Balken dazuzählen. Dazu kamen dann für das Zimmer des Dienstmädchens noch einmal genauso viele Balken wie in der Rumpelkammer. Das ergab die Anzahl der Balken pro Haus. Nach der doppelten Strecke hatten sie dann Digorys Haus durchquert. Die nächste Tür dahinter mußte auf den Dachboden des leer stehenden Hauses führen.

„Aber vermutlich steht es gar nicht leer“, meinte Digory.

„Was denn sonst?“

„Ich vermute, daß dort einer heimlich wohnt. Er kommt nur nachts heraus, mit einer trüben Laterne. Vermutlich finden wir eine gefährliche Verbrecherbande und kriegen eine Belohnung. Wenn ein Haus so lange leer steht, dann tut sich da bestimmt auch irgendwas Geheimnisvolles.“

„Mein Vater sagt, es liegt an den Abwasserrohren“, erklärte Polly.

„Puh! Die Erwachsenen haben immer so langweilige Erklärungen für alles!“ schimpfte Digory. Jetzt, wo sie sich bei Tageslicht in der Rumpelkammer unterhielten, kamen ihnen die Gespenster im dem leeren Haus weit weniger wahrscheinlich vor als eben noch bei Kerzenschein in der Schmugglerhöhle.

Als sie den Dachboden ausgemessen hatten, mußten sie sich einen Bleistift zum Addieren besorgen. Zuerst kam jeder auf eine andere Summe, und ich bin nicht so sicher, daß ihre Rechnung stimmte, selbst als beide zum gleichen Ergebnis kamen. Sie hatten es eilig, ihre Expedition in Angria zu nehmen.

„Wir müssen uns ganz mucksmäuschenstill verhalten!“ befahl Polly, als sie bei der Zisterne wieder in den dunklen Gang krochen. Weil es so eine wichtige Sache war, holte sich jeder von ihnen eine Kerze aus Pollys Vorrat in der Schmugglerhöhle.

Es war sehr dunkel und staubig in dem Gang, und es zog gewaltig. Schweigend stiegen sie von Balken zu Balken, und nur ab und zu flüsterten sie: „Jetzt müssen wir auf gleicher Höhe mit eurem Dachboden sein“, oder: „Jetzt haben wir etwa die Hälfte unseres Hauses hinter uns.“ Keiner stolperte

die Kerzen gingen nicht aus, und schließlich kamen sie zu einer Stelle, wo rechts in der Backsteinmauer eine Tür lag. Eine Klinke gab es nicht, aber einen Riegel, so wie manchmal innen an den Schranktüren.

„Soll ich?“ flüsterte Digory.

„Wenn du dabei bist, dann bin ich auch dabei“, flüsterte Polly. Beide spürten, daß es jetzt ausgesprochen ernst wurde. Aber keiner von beiden wollte einen Rückzieher machen. Digory schob mühsam den Riegel zurück, und die Tür öffnete sich. Sie mußten blinzeln, weil es plötzlich so hell wurde. Dann entdeckten sie zu ihrem großen Entsetzen, daß das keine leere Dachkammer war, sondern ein voll eingerichtetes Zimmer. Offensichtlich war keiner da. Alles war totenstill. Pollys Neugier siegte schließlich. Sie blies ihre Kerze aus und schlich mucksmäuschenstill in das Zimmer hinein.

Vom Baulichen her sah der Raum natürlich aus wie eine Dachkammer, doch war er wie ein Wohnzimmer ein gerichtet. An den Wänden standen überall Regale voll mit Büchern. Im Kamin prasselte ein Feuer - der Sommer war wirklich scheußlich in diesem Jahr. Davor stand ein Sessel, dessen hohe Rückenlehne in ihre Richtung zeigte. Zwischen dem Sessel und Polly stand ein riesiger Tisch. Er war vollgehäuft mit allen möglichen Sachen - da gab es Bücher, nicht nur solche zum Lesen, sondern auch solche, in die man etwas schreiben kann, Tintenfässer, Federhalter, Siegelwachs und ein Mikroskop. Aber was Polly als allererstes auffiel, war ein leuchtendrotes hölzernes Tablett mit einigen Ringen darauf. Jeweils ein gelber und ein grüner Ring lagen zusammen, zwei Paare. Von der Größe her waren sie völlig normal, aber sie funkelten so, daß man einfach hingucken mußte. Sie schimmerten und schillerten und waren so wunderschön, daß es kaum zu glauben war.

Im Zimmer war es so still, daß man das Ticken der Uhr hörte. Doch nach einem Weilchen war da noch ein anderes Geräusch zu hören: ein leises, ganz hauchzartes Summen. Staubsauger gab es damals noch keine, sonst hätte Polly sicher gedacht, irgendwo weit weg sei einer in Betrieb - ein paar Zimmer weiter, ein paar Stockwerke tiefer. Aber eigentlich war es ein schöneres Geräusch als das Summen eines Staubsaugers. Musikalischer war es und so leise, daß man es kaum hören konnte.

„Alles klar, hier ist keiner“, sagte Polly über die Schulter hinweg zu Digory. Jetzt redete sie schon ein wenig lauter. Digory trat blinzeln und ausgesprochen schmutzig ein. Aber nicht nur er war schmutzig - Polly sah nicht viel anders aus.

„Irgendwas stimmt hier nicht“, sagte Digory. „Das Haus steht gar nicht leer. Wir sollten lieber verduften, bevor uns einer erwischt.“

„Was meinst du, was das ist?“ fragte Polly und deutete auf die bunten Ringe.

„Ach, komm schon“, drängte Digory. „Je früher ...“

Er kam nicht mehr dazu seinen Satz zu beenden, denn in diesem Moment bewegte sich plötzlich der hohe Sessel vor dem Kamin, und die furchteinflößende Gestalt Onkel Andrews tauchte darauf hervor, gradeso, wie wenn in einem Puppenspiel ein Dämon durch eine verborgene Tür erscheint. Sie waren überhaupt nicht in dem leerstehenden Gebäude, sie waren in Digorys Haus gelandet, und zwar in dem geheimen Arbeitszimmer des Onkels. Beide Kinder stießen einen Schrei aus, als ihnen klar wurde, daß sie sich geirrt hatten. Sie wußten alle beide, daß sie sich eigentlich darüber hätten im klaren sein müssen, daß sie noch längst nicht weit genug gegangen waren.

Onkel Andrew war sehr groß und mager. Er hatte ein langes, glattrasiertes Gesicht mit einer sehr spitzen Nase und funkelnden Augen, gekrönt von einem wirren grauen Haarbusch.

Digory war sprachlos, denn Onkel Andrew sah tausendmal unheimlicher aus als jemals zuvor. Polly hatte noch keine so große Angst, was sich allerdings bald ändern sollte. Denn als allererstes ging Onkel Andrew zur Tür und drehte den Schlüssel um. Dann wandte er sich zu den Kindern, starrte sie durchdringend an und lächelte, daß alle Zähne blitzten.

„So!“ sagte er. „Diesmal kann mir deine idiotische Tante nicht in die Quere kommen.“

Er behalm sich total anders als die Erwachsenen sonst. Polly schlug das Herz bis zum Hals.

Gemeinsam wichen sie zurück zu der kleinen Tür, durch die sie eben herein gekommen waren. Doch Onkel Andrew war schneller. Er ging an ihnen vorbei, schloß auch diese Tür und baute sich davor auf. Dann rieb er sich die Hände und ließ die Gelenke knacken. Er hatte vollkommen weiße Hände mit sehr langen Fingern.

„Ich bin entzückt über euren Besuch“, sagte er. „Gerade was ich brauche - zwei Kinder.“ „Bittet Mr. Ketterley“, sagte Polly, „es ist fast Mittag, und ich muß heim zum Essen. Würden Sie uns bitte raus lassen?“

„Noch nicht. Diese gute Gelegenheit darf ich mir nicht entgehen lassen. Ich wollte zwei Kinder. Ich stecke nämlich mitten in einem bedeutsamen Experiment. Mit dem Meerschweinchen schien es zu funktionieren, aber ein Meerschweinchen kann ja nichts erzählen. Und erklären, wie es wieder zurückfindet, das kann man ihm auch nicht.“

„Hör mal, Onkel Andrew“, sagte Digory, „jetzt ist wirklich Zeit zum Mittagessen, und man wird gleich nach uns suchen. Du mußt uns gehen lassen.“

„Muß ich?“ fragte Onkel Andrew.

Digory und Polly warfen sich einen Blick zu. Sie wagten es nicht, etwas zu sagen, doch ihr Blick hieß: „Wie schrecklich!“ und: „Wir müssen ihn unbedingt bei guter Laune halten.“

„Wenn Sie uns jetzt essen gehen lassen, können wir ja anschließend wiederkommen“, schlug Polly vor. „Woher soll ich wissen, ob ihr dann wiederkommt?“ Onkel Andrew lächelte verschlagen. Doch dann schien er sich anders zu besinnen.

„Tja“, meinte er, „wenn ihr absolut gehen müßt, dann muß ich euch eben gehen lassen. Ich kann nicht erwarten, daß ihr Freude daran habt, mit so einem alten Esel wie mir zu reden.“ Er seufzte und fuhr fort: „Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie einsam ich manchmal bin. Aber das macht nichts. Geht essen. Doch zuvor muß ich euch noch ein Geschenk machen. Es passiert ja schließlich nicht alle Tage, daß mich ein kleines Mädchen hier in meinem schäbigen Arbeitszimmer besucht - und erst recht keine so hübsche Dame wie du.“

Polly bekam langsam den Eindruck, Digorys Onkel sei vielleicht doch nicht übergeschnappt.

„Hättest du gern einen Ring, mein Schätzchen?“ fragte Onkel Andrew.

„So einen gelben oder so einen grünen?“ erkundigte sich Polly. „Wie schön!“

„Die grünen kann ich leider nicht weggeben“, entgegnete Onkel Andrew. „Aber von den gelben schenke ich dir gern einen. Komm her und probier einen an!“

Polly hatte jetzt fast gar keine Angst mehr. Außerdem war sie inzwischen ganz sicher, daß der alte Herr nicht übergeschnappt sein konnte. Und eigenartigerweise besaßen die funkelnden Ringe eine starke Anziehungskraft. Sie ging näher.

„Oh!“ rief sie. „Hier wird das Summen lauter! Mir scheint fast, als wären es die Ringe, die das Geräusch machen.“

„Das bildest du dir nur ein, mein Schätzchen“, widersprach Onkel Andrew und lachte. Sein Lachen klang ganz natürlich, aber Digory hatte gesehen, daß in seinem Gesicht Ungeduld lag, oder fast etwas wie Gier.

„Polly! Du spinnst!“ rief er. „Rühr sie nicht an!“

Doch es war zu spät. In diesem Moment streckte Polly die Hand aus und berührte einen gelben Ring. Und auf der Stelle, geräuschlos und ohne jegliche Warnung, war Polly weg. Digory und sein Onkel waren ganz allein im Zimmer.



DIGORY UND SEIN ONKEL

D

as Ganze ging so schnell, daß Digory einen Schrei ausstieß. So etwas Gräßliches hatte noch nie erlebt - nicht einmal in seinen schlimmsten Alpträumen. Doch Onkel Andrew hielt ihm sofort die Hand vor den Mund. „Ruhe!“ zischte er Digory ins Ohr. „Wenn du schreist, dann hört dich deine Mutter. Und du weißt ja, was passieren kann, wenn sie sich aufregt.“

Digory sagte später, ihm sei fast schlecht geworden bei dieser gemeinen Erpressung. Aber natürlich schrie er kein zweites Mal.

„So ist es besser“, sagte Onkel Andrew. „Vielleicht kannst du ja auch gar nichts dafür. Es ist wirklich ein Schock, wenn man das erste Mal sieht, wie einer verschwindet. Selbst ich bin erschrocken, als vor ein paar Tagen das Meerschweinchen plötzlich weg war.“

„Ach, das war also der Schrei?“ meinte Digory.

„Oh, du hast ihn gehört? Ich hoffe, du hast mir nicht nachspioniert?“

„Nein, hab' ich nicht“, entgegnete Digory empört. „Aber was ist mit Polly passiert?“

„Du darfst mir gratulieren, mein Junge“, sagte Onkel Andrew und rieb sich die Hände. „Mein Experiment ist geglückt. Das kleine Mädchen ist weg - ganz und gar verschwunden aus dieser Welt.“

„Was hast du mit ihr gemacht?“

„Ich hab' sie - tja -, ich hab' sie an einen anderen Ort geschickt.“

„Was meinst du damit?“

Onkel Andrew setzte sich und sagte: „Nun, ich werde dir alles erklären. Hast du jemals von dem alten Mrs. Lefay gehört?“

„War das nicht eine Großtante?“ fragte Digory.

„Nicht ganz“, antwortete Onkel Andrew. „Sie war meine Patin. Das ist sie, dort an der Wand.“

Digory schaute auf. Da hing ein vergilbtes Porträtfoto einer Frau. Jetzt fiel ihm wieder ein, daß in einer Schublade zu Hause auf dem Land schon einmal ein Foto dieser Frau entdeckt hatte. Er hatte seine Mutter gefragt, wer das sei, aber es war ihm so vorgekommen, als wolle sie nicht viel über die Frau sagen. Sie hatte ganz und gar kein nettes Gesicht, fand Digory, obwohl man das bei den früheren Fotografien ja nicht so recht beurteilen konnte.

„War da - war da nicht irgendwas, was nicht stimmte mit ihr, Onkel Andrew?“

„Tja“, antwortete der Onkel kichernd, „das hängt davon ab, was du darunter verstehst. Die Menschen sind schrecklich engstirnig. Aber im Alter wurde sie tatsächlich sehr eigenartig. Benahm sich sehr unvernünftig. Deshalb hat man sie eingesperrt.“

„In die Irrenanstalt?“

„Oh, nein, nein, nein!“ protestierte Onkel Andrew schockiert. „Ganz und gar nicht. Nur in ein Gefängnis.“

„O je!“ rief Digory. „Was hatte sie denn angestellt?“

„Ach, die arme Frau“, klagte Onkel Andrew. „Sehr unvernünftige Dinge hat sie angestellt. Alle Mögliche. Aber darüber brauchen wir nicht zu reden. Zu mir war sie jedenfalls immer sehr nett.“

„Aber was hat denn das alles mit Polly zu tun? Ich wollte, du ...“

„Alles zu seiner Zeit, mein Junge“, meinte Onkel Andrew. „Bevor die alte Mrs. Lefay starb, hat man sie freigelassen, und ich war einer der wenigen, den sie noch zu sich ließ, als sie auf dem Sterbebett lag. Normale, unwissende Leute konnte sie nicht mehr ertragen. Mir geht es genauso. Wir beide hatten die gleichen Interessen. Ein paar Tage vor ihrem Tod befahl sie mir, ihr aus dem Geheimfach ihres alten Sekretärs in ihrem Haus eine Schatulle zu bringen. Als ich die Schatulle berührte, spürte ich an dem Prickeln in den Fingern, daß ich ein großes Geheimnis in den Händen hielt. Mrs. Lefay nahm mir das Versprechen ab, die Schatulle sofort nach ihrem Tod ungeöffnet und unter Einhaltung gewisser Zeremonien zu verbrennen. Dieses Versprechen habe ich nicht gehalten.“

„Das war aber doch ziemlich gemein von dir“, meinte Digory.

„Gemein?“ sagte Onkel Andrew. Er sah verwirrt aus. „Oh, ich verstehe. Du meinst, ein kleines Junge muß seine Versprechen halten. Sehr richtig: So gehört es sich. Davon bin ich überzeugt, und ich bin froh, daß man dich so erzogen hat. Aber du mußt wissen, daß solche Regeln wie gut sie für kleine Jungen, für Bedienstete, für Frauen und für die Leute ganz allgemein auch sein mögen - keinesfalls für Wissenschaftler, für große Denker und Weise gültig sein können. Nein, Digory. Männer wie ich, die im Besitz geheimer Weisheiten sind, unterliegen nicht den gewöhnlichen Gesetzen. Desgleichen sind uns die gewöhnlichen Freuden verschlossen. Unser Los, mein Junge, ist bedeutungsschwer und voll Einsamkeit.“

Dabei seufzte er und machte ein so ernstes, edles und geheimnisvolles Gesicht, daß Digory einen Augenblick lang wirklich fand, da habe sein Onkel etwas Schönes gesagt. Doch dann fiel ihm Onkel Andrews häßlicher Gesichtsausdruck kurz vor Pollys Verschwinden wieder ein. Und im selben Augenblick durchschaute er die großspurigen Worte seines Onkels. Das bedeutet lediglich, daß er die Meinung ist, ihm sei alles erlaubt, egal was er erreichen will, dachte Digory.

„Selbstredend habe ich lange nicht gewagt, die Schatulle zu öffnen, denn ich wußte, daß sie vielleicht höchst gefährliche Objekte enthielt. Meine Patin war nämlich eine sehr außergewöhnliche Frau. Sie war eine der letzten Sterblichen dieses Landes, in deren Adern Feenblut floß. Sie hat mir erzählt, daß es außer ihr damals noch zwei weitere solche Frauen gab - die eine war Herzogin, die andere Putzfrau. Du stehst also höchstwahrscheinlich vor dem allerletzten Mann, der eine Patin hat mit Feenblut in den Adern. Was sagst du dazu? Das ist sicher eine schöne Erinnerung für dich, wenn du mal alt bist.“

Ich wette, sie war eine böse Fee, dachte Digory. Laut fügte er hinzu: „Aber was ist jetzt mit Polly?“

„Weshalb mußt du denn immer wieder davon anfangen?“ zeterte Onkel Andrew. „Als wäre das so wichtig! Meine erste Aufgabe war es natürlich, die Schatulle selbst zu untersuchen. Sie war uralte. Sogar damals wußte ich schon, daß sie nicht griechisch sein konnte, nicht altägyptisch, babylonisch, hethitisch oder chinesisch. Sie war älter als all diese Kulturen. Ah - Welch großer Tag, als ich endlich die Wahrheit erfuhr! Die Schatulle kam aus Atlantis, der verschollenen Insel. Das bedeutet, daß sie viele Jahrhunderte älter war als all die Dinge aus der Steinzeit, die man in Europa ausgegraben hat. Sie war auch nicht so ungeschlacht und so grob wie die Sachen von damals. Denn schon zu Anbeginn aller Zeiten war Atlantis eine mächtige Stadt mit Palästen, Tempeln und Gelehrten.“

Er schwieg einen Augenblick, als warte er auf einen Kommentar von Digory. Aber der konnte seinen Onkel von Minute zu Minute weniger leiden, also hielt er den Mund.

„Inzwischen lernte ich viele andere Dinge über die Magie ganz im allgemeinen“, fuhr Onkel Andrew fort. „Aber das kann ich dir nicht alles erklären. Dafür bist du zu jung. Mit der Zeit konnte ich mir dann recht gut vorstellen, was für Dinge sich in der Schatulle befinden mochten. Durch die verschiedenen Versuche engte ich die Möglichkeiten weitgehend ein. Ich mußte einige - nun ja, einige außerordentlich eigenartige Leute kennenlernen und ein paar sehr unangenehme Erfahrungen machen. Dabei ergraute mein Haar. Man wird kein Zauberer, ohne seinen Preis dafür zu zahlen. Gegen Ende

habe ich mir auch noch die Gesundheit ruiniert. Aber ich machte Fortschritte. Und schließlich unendlich erfuhr ich die Wahrheit.“

Obwohl nicht die geringste Möglichkeit bestand, daß einer lauschte, beugte er sich vor und flüsterte:

„Die Schatulle aus Atlantis enthielt etwas, was ganz zu Anbeginn unserer Welt aus einer anderen Welt hierhergebracht wurde.“

„Was?“ fragte Digory. Ganz gegen seinen Willen packte ihn jetzt die Neugierde.

„Nur Staub“, sagte Onkel Andrew. „Feiner, trockener Staub. Sah nicht nach viel aus. Es war nicht was man für eine lebenslange Schufferei hätte vorzeigen können. Doch als ich den Staub ansah - ich war äußerst achtsam, ihn nicht zu berühren -, da mußte ich daran denken, daß sich jedes Staubkorn einst in einer anderen Welt befunden hatte. Nicht auf einem anderen Planeten, nein, die gehören zu unserer Welt, und zu ihnen kann man gelangen, wenn man nur weit genug fliegt. Nein, in einer ganz anderen Welt, einer anderen Natur, einem anderen Universum, an einem Ort, den man nie erreichen kann, auch wenn man bis in alle Ewigkeit durch unser Universum reist. In einer Welt, die man nur durch Zauberei erreichen kann!“ Hier rieb sich Onkel Andrew die Hände, bis seine Gelenke knackten wie Feuerwerkskörper.

„Mir war klar, daß der Staub die Kraft hatte, einen dorthin zu ziehen, wo er ursprünglich hergekommen ist“, fuhr er fort. „Man mußte ihn nur in die richtige Form bringen. Das war das Problem. Meine früheren Experimente waren Fehlschläge. Ich habe mit Meerschweinchen gearbeitet. Einige starben, andere explodierten wie Bomben ...“

„Das war aber schrecklich grausam“, entrüstete sich Digory, der selbst einmal ein Meerschweinchen gehabt hatte.

„Wieso mußt du denn laufend vom Thema ablenken?“ fragte Onkel Andrew. „Dafür waren diese Viecher doch da. Ich hatte sie eigenhändig gekauft. Laß mal sehen - wo war ich? Ach ja. Endlich gelang es mir, die Ringe herzu stellen: die gelben Ringe. Aber jetzt tauchte ein neues Problem auf. Ich war ziemlich sicher, daß ein gelber Ring jedes Lebewesen, das ihn berührte, zu diesem anderen Ort brachte. Aber wozu sollte das gut sein, wenn ich es nicht zurückholen konnte, damit es mir erzählt, was es dort vorgefunden hatte?“

„Und was war mit den Tieren?“ wollte Digory wissen. „Denen erging es ja ganz schön dreckig, wenn sie nicht zurück konnten!“

„Du betrachtest die Dinge unentwegt vom falschen Standpunkt aus“, sagte Onkel Andrew ungeduldig. „Verstehst du denn nicht, daß es da um ein bedeutendes Experiment geht? Wenn ich jemand an diesen anderen Ort schicke, dann mache ich das nur deshalb, weil ich wissen will, wie es dort aussieht.“

„Warum bist du denn dann nicht einfach selbst hingereist?“

Digory hatte noch nie erlebt, daß jemand so überrascht und so gekränkt aussah wie sein Onkel Andrew jetzt auf diese einfache Frage hin. „Ich? Ich?“ rief er. „Der Junge muß übergeschnappt sein. Ein Mann in meinem Alter, bei meinem Gesundheitszustand, sollte den Schock und die Gefahren riskieren, die auf einen zukommen, wenn man plötzlich in einem anderen Universum landet? So etwas Absurdes habe ich noch nie im Leben gehört! Ist dir klar, was du da sagst? Überleg doch, was das bedeutet - eine andere Welt -, dort kann man doch auf alles Mögliche stoßen, auf absolut alles.“

„Und dort hast du vermutlich Polly hingeschickt“, sagte Digory. Er war hochrot vor Zorn. „Auch wenn du mein Onkel bist, kann ich dir nur sagen, daß du dich wie ein Feigling benommen hast, wenn du ein Mädchen irgendwohin schickst, wo du dich selbst nicht hinwagst.“

„Ruhe!“ befahl Onkel Andrew und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Das lasse ich mir nicht bieten, daß ein schmutziger kleiner Schuljunge so mit mir spricht! Du verstehst das nicht. Ich bin ein großer Wissenschaftler, der Zauberer, der Meister, der ein Experiment durchführt! Natürlich brauchst

ich Untergebene, mit denen ich experimentieren kann. Herr im Himmel, als nächstes wirst du mich erklären, ich hätte die Meerschweinchen um Erlaubnis fragen sollen, bevor ich sie benutzte! Große Dinge erreicht man nur, wenn man Opfer bringt. Der Gedanke, ich solle selbst in diese andere Welt reisen, ist wirklich lächerlich. Genausogut könnte man einem großen General befehlen, als gemeiner Soldat zu kämpfen. Angenommen, ich käme ums Leben - was soll dann aus meiner Lebensaufgabe werden?“

„Ach, hör doch auf mit deinem Gequassel!“ meinte Digory. „Holst du nun Polly zurück oder nicht?“

„Als du mich unverschämterweise unterbrochen hast, wollte ich dir eben erklären, daß ich schließlich und endlich einen Weg gefunden habe, wie man wieder zurück kehren kann. Die grünen Ringe ziehen einen zurück.“

„Aber Polly hat doch gar keinen grünen Ring dabei!“

„Nein“, bestätigte Onkel Andrew mit einem grausamen Lächeln.

„Wie soll sie denn dann wiederkommen?“ rief Digory. „Da hättest du sie auch gleich umbringen können!“

„Sie kann ja zurück“, erklärte Onkel Andrew, „wenn ihr jemand nachgeht und zwei grüne Ringe mitnimmt: einen für sich selbst, und einen für das Mädchen.“

Jetzt sah Digory natürlich, in welchem Dilemma er steckte. Wortlos und mit weit offenem Mund starrte er seinen Onkel an. Er war totenblaß geworden.

Wie der perfekte Onkel, der seinem Neffen einen guten Ratschlag erteilt, fuhr Onkel Andrew nach einem kleinen Weilchen mit hoher, tragender Stimme fort: „Ich hoffe doch, daß du nicht dazu neigst, dich in derartigen Situationen zu drücken? Es täte mir leid, annehmen zu müssen, daß ein Mitglied unserer Familie nicht genug Ehrgefühl und Ritterlichkeit besitzt, um einer - hm einer Dame in Not zu helfen.“

„Hör bloß auf!“ sagte Digory. „Wenn du nur ein Fünkchen Ehrgefühl oder so etwas in der Art hättest, dann würdest du selber gehen. Aber ich weiß, das machst du nicht. Na gut. Mir ist klar, daß ich gehen muß. Aber du bist wirklich ein ekelhafter Kerl. Ich nehme an, du hast das Ganze geplant. Daß sie verschwindet, ohne Bescheid zu wissen, damit ich hinter ihr her muß.“

„Natürlich“, entgegnete Onkel Andrew mit einem abscheulichen Lächeln.

„Na gut. Ich gehe. Aber eines will ich dir noch sagen: Bis heute habe ich nicht an Magie geglaubt. Jetzt sehe ich, daß es sie wirklich gibt. Vermutlich beruhen also auch die ganzen alten Märchen mehr oder weniger auf Wahrheit. Und so wie in diesen Märchen bist du ganz einfach ein böser, grausamer Zauberer. Aber ich habe noch nie ein Märchen gelesen, in dem so jemand wie du nicht am Ende seiner gerechte Strafe bekommt. Ich wette, so ist das auch bei dir. Und das geschieht dir ganz recht.“

Alles, was Digory bis jetzt gesagt hatte, schien Onkel Andrew nicht berührt zu haben. Doch nun zuckte er zusammen, und auf seinem Gesicht lag ein derartiges Entsetzen, daß man fast Mitleid kriegen mußte mit ihm, auch wenn er ein solch gräßlicher Kerl war. Doch schon einen Augenblick später glätteten sich seine Züge wieder, und er sagte mit einem gezwungenen Lachen: „So, so. Daß ein Junge so denkt, ist wohl ganz normal - ein Junge, der wie du unter Frauen aufgewachsen ist. Altweibergeschichten sind das. Oder? Ich glaube nicht, daß du dir Sorgen zu machen brauchst über die Gefahr, in der ich schwebe. Findest du nicht, du solltest dir eher Sorgen machen, in welcher Gefahr deine kleine Freundin schwebt? Sie ist schon ziemlich lange weg. Wenn an diesem anderen Ort Gefahren drohen - tja, es wäre jammerschade, wenn du ein paar Sekunden zu spät kämst.“

„Dir ist das ja sowieso egal!“ gab Digory wütend zu rück. „Aber ich habe die Nase voll von deinem Gequassel. Was soll ich tun?“

„Du mußt wirklich lernen, dich zu beherrschen, mein Junge“, gab Onkel Andrew gelassen zurück. „Andernfalls wirst du mal so wie deine Tante Letty. Also paß ganz genau auf.“

Er stand auf, zog ein Paar Handschuhe an und ging hinüber zu dem Tablett mit den Ringen.

„~~Sie funktionieren nur, wenn sie auch wirklich die Haut berühren. Wenn man Handschuhe trägt~~ kann man sie anfassen - siehst du? -, ohne daß etwas passiert. So lange du einen in der Tasche hast, geschieht gar nichts: aber natürlich mußt du achtgeben, daß du nicht die Hand in die Tasche steckst und ihn aus Versehen berührst. Sobald du einen gelben Ring anfaßt, verschwindest du aus dieser Welt. Wenn du an diesem anderen Ort bist, dann nehme ich an - das habe ich natürlich noch nicht ausprobiert, aber ich nehme es an -, daß du von dort wieder verschwindest und hierher zurückkehrst, sobald du den grünen Ring berührst. Nehme ich jedenfalls an. Also. Ich stecke dir jetzt die beiden grünen Ringe in die rechte Hosentasche. Merke dir gut, in welcher Tasche sie sind. G für Grün, R für rechts. G. R.: die ersten beiden Buchstaben von grün. Einen für dich, einen für das kleine Mädchen. Und jetzt nimmst du dir noch einen gelben. An deiner Stelle würde ich ihn an den Finger stecken, sonst läßt du ihn vielleicht noch fallen.“

Digory wollte gerade gehorchen, doch dann zog er die Hand noch einmal zurück.

„Und was ist mit meiner Mutter? Was ist, wenn sie nach mir fragt?“

„Je schneller du verschwindest, desto schneller bist du wieder hier“, erklärte Onkel Andrew munter.

„Aber du weißt doch gar nicht genau, ob ich wieder komme!“

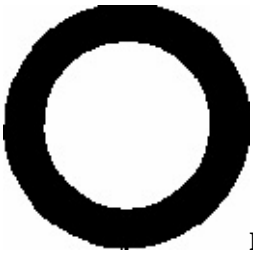
Onkel Andrew zuckte die Achseln, ging zur Tür, öffnete sie weit und sagte:

„Na gut. Ganz wie du willst. Geh nach unten und iß. Soll das kleine Mädchen doch von wilden Tieren aufgefressen werden oder ertrinken, oder verhungern in dieser anderen Welt, oder für immer dort verlorengelassen werden, sofern dir das lieber ist. Mir ist es egal. Vor dem Nachmittagsteesolltest du vielleicht Mrs. Plummer einen Besuch abstatten und ihr erklären, daß sie ihre Tochter nie mehr wiedersieht. Und zwar deshalb, weil du zu feige warst, einen Ring anzustecken.“

„Herr im Himmel!“ seufzte Digory. „Wäre ich doch nur groß genug, damit ich dir eins in die Rückenknallen könnte!“

Dann knöpfte er seine Jacke zu, atmete tief ein und nahm den Ring. Mir bleibt ja wohl gar nichts anderes übrig, dachte er dabei.

DER WALD ZWISCHEN DEN WELTEN



Onkel Andrew und sein Arbeitszimmer verschwanden auf der Stelle. Ein Augenblick lang verschwamm alles. Das erste, was Digory bemerkte, war ein sanftes grünes Licht, das von oben auf ihn herabfiel. Unter ihm war alles dunkel. Er stand nicht, saß nicht, lag nicht - nein, es schien frei zu schweben, ohne etwas zu berühren. Ich glaube, ich bin im Wasser, sagte sich Digory. Vielmehr unter Wasser. Einen Moment lang bekam er Angst, doch dann spürte er, daß er aufwärtsschoß. Er durchbrach mit dem Kopf die Wasseroberfläche und kletterte auf das glatte, grasbewachsene Ufer eines kleinen Teichs.

Beim Aufstehen stellte er fest, daß er gar nicht naß war. Er mußte auch nicht nach Luft japsen, sondern wie das ja eigentlich normal ist, wenn man eben aus dem Wasser auftaucht. Er stand im Wald, am Rand eines winzigen Teichs, kaum drei Meter im Durchmesser. Die Bäume standen dicht an dicht, und sie waren so belaubt, daß er kein einziges Himmelsfleckchen sehen konnte. Das durch das Laubwerk hereinfallende Licht war vollkommen grün. Eine äußerst starke Sonne mußte über den Bäumen stehen, denn das grüne Licht strahlte und wärmte. Es war der stillste Wald, den man sich überhaupt vorstellen kann. Es gab keine Vögel, keine Insekten, kein sonstiges Getier und keinen Wind. Fast konnte man spüren, wie die Bäume wuchsen. Der Teich, aus dem Digory eben geklettert war, war nicht der einzige. Soweit das Auge reichte, lagen dicht neben einander noch weitere Teiche. Fast meinte man zu fühlen, wie die Bäume mit ihren Wurzeln das Wasser aufsogen. Ein ausgesprochen lebendiger Wald war es. Wenn Digory ihn später zu beschreiben versuchte, dann sagte er immer: Es war ein üppiger Ort, so üppig wie Pflaumenkuchen.

Das Eigenartigste war, daß Digory schon fast vergessen hatte, wie er hierhergekommen war, noch bevor er sich recht umschaute. Jedenfalls dachte er keineswegs an Polly oder an seinen Onkel - nicht einmal an seine Mutter. Kein bißchen Angst hatte er, und aufgeregt oder neugierig war er auch nicht. Wenn ihn einer gefragt hätte: „Wo kommst du her?“ hätte er wohl geantwortet: „Ich war schon immer hier.“ Und so kam es ihm auch vor - als wäre er schon immer an diesem Ort gewesen und hätte noch nie Langeweile verspürt, obwohl nie etwas passierte. Lange danach sagte er: „Es war kein Ort, an dem etwas geschieht. Die Bäume wachsen, und das ist alles.“

Nachdem Digory den Wald lange betrachtet hatte, entdeckte er, daß ein paar Schritte weiter am Fuß eines Baumes ein Mädchen lag. Ihre Augen hatte sie ein winziges bißchen geöffnet, so als wäre sie gerade eben am Aufwachen. Lange schaute er sie schweigend an. Schließlich öffnete sie die Augen ganz. Auch sie sah ihn lange an, und auch sie schwieg. Doch dann sagte sie mit einer Stimme, die ganz verträumt und glücklich klang:

„Mir scheint, ich hab' dich schon mal gesehen.“

„Ich dich auch, glaube ich“, antwortete Digory. „Bist du schon lange hier?“

„Oh, schon immer“, sagte das Mädchen. „Auf jeden Fall schon - ich weiß nicht - sehr lange.“

„Ich auch.“

„Das stimmt nicht“, widersprach das Mädchen. „Ich habe dich eben erst aus dem Teich geklettert und dich gesehen.“

„Vermutlich hast du recht“, sagte Digory. Er sah ziemlich verwirrt aus. „Das hatte ich vergessen.“
Lange Zeit schwiegen beide.

„Hör mal“, sagte das Mädchen nach einem Weilchen. „Meinst du, wir haben uns wirklich schon mal getroffen? Mir kam eben so was wie ein Bild in den Sinn, von einem Jungen und einem Mädchen - so wie wir -, die irgendwo lebten, wo alles ganz anders war. Und die beiden machten alles Möglich zusammen. Aber vielleicht war es nur ein Traum.“

„Ich hatte den gleichen Traum, glaube ich“, sagte Digory. „Von einem Mädchen und einem Jungen die nebeneinander wohnten, und sie kletterten auf Balken herum oder so. Ich weiß noch, das Mädchen hatte ein ganz schmutziges Gesicht.“

„Das mußt du verwechseln! In meinem Traum hatte der Junge ein schmutziges Gesicht.“

„An das Gesicht des Jungen erinnere ich mich nicht“, sagte Digory. Dann fügte er hinzu: „He! Was ist denn das?“

„Oh! Ein Meerschweinchen!“ rief das Mädchen. Und tatsächlich schnupperte da ein fett Meerschweinchen im Gras umher. Um den Bauch trug es ein Band, und an dem Band war ein leuchtendgelber Ring befestigt.

„Sieh nur!“ rief Digory. „Schau dir den Ring an! Du hast auch so einen am Finger. Und ich ebenfalls.“

Das Mädchen setzte sich auf. Jetzt wurde es neugierig. Die beiden Kinder starrten einander durchdringend an und versuchten krampfhaft, sich zu erinnern. „Mr. Ketterley!“ rief das Mädchen und genau im selben Augenblick rief der Junge: „Onkel Andrew!“ Jetzt wußten sie, wer sie waren und alles fiel ihnen wieder ein. Nach einem kurzen Gespräch klärte sich die ganze Geschichte. Digory erzählte, wie gräßlich sich sein Onkel verhalten hatte.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Polly. „Sollen wir das Meerschweinchen nehmen und nach Hause verschwinden?“

„Wir brauchen uns nicht zu beeilen“, sagte Digory und gähnte ausgiebig.

„Doch“, widersprach Polly. „Hier ist es zu still. Es ist so - so verträumt hier. Du schläfst schon fast. Sobald wir nachgeben, legen wir uns hin und versinken für immer und ewig in einen Dämmerschlaf.“

„Sehr schön ist es hier“, sagte Digory.

„Ja, das stimmt. Aber wir müssen wieder heim.“ Polly stand auf und ging vorsichtig auf das Meerschweinchen zu. Doch dann überlegte sie es sich anders.

„Wir können es ja eigentlich auch hierlassen“, schlug sie vor. „Es ist glücklich und zufrieden hier und wenn wir es mitnehmen, dann macht dein Onkel wieder so gräßliche Sachen mit ihm.“

„Ganz bestimmt“, entgegnete Digory. „Schau dir nur an, was er mit uns angestellt hat. Übrigens wie kommen wir eigentlich wieder nach Hause?“

„Ich nehme an, wir müssen in den Teich hüpfen.“

Sie gingen zusammen zum Ufer und schauten hinunter auf das glatte Wasser. Die üppig belaubten Zweige spiegelten sich darin, und dadurch wirkte es ausgesprochen tief.

„Wir haben kein Badezeug dabei“, meinte Polly.

„Wir brauchen doch kein Badezeug, Dummerchen“, sagte Digory. „Wir lassen unsere Kleider an. Weißt du denn nicht mehr, daß wir beim Hochkommen überhaupt nicht naß geworden sind?“

„Kannst du schwimmen?“

„Ein bißchen. Du?“

„Ja - aber nicht sehr gut.“

„Ich glaube nicht, daß wir schwimmen müssen“, meinte Digory. „Wir wollen doch nach unten, oder nicht?“

Keiner der beiden war so recht begeistert von dem Gedanken, in den Teich hüpfen zu müssen. Aber keiner sagte etwas. Sie nahmen sich bei der Hand, riefen: „Eins zwei - drei - los!“ und sprangen. I

platschte laut auf, und natürlich machten sie fest die Augen zu. Aber als sie sie wieder öffnete, standen sie immer noch Hand in Hand in diesem grünen Wald. Das Wasser reichte ihnen kaum zum Knöchel. Der Teich war offensichtlich ganz flach. Spritzend kletterten sie wieder aufs Trockene.

„Was haben wir bloß falsch gemacht?“ fragte Polly erschrocken, aber doch nicht ganz erschrocken, wie man vielleicht hätte annehmen können. Es war nämlich schwierig, in diesem Wald Angst zu kriegen. Dafür war es hier zu friedlich.

„Oh, ich weiß!“ rief Digory. „Natürlich konnte es nicht funktionieren. Wir tragen ja immer noch die gelben Ringe. Die waren für die Reise hierher bestimmt. Für die Heimreise brauchen wir die grünen. Hast du Taschen? Gut. Den gelben Ring steckst du jetzt in deine linke Tasche. Ich habe zwei grüne mitgebracht. Da ist deiner.“

Also streiften sie die grünen Ringe über und gingen wieder zum Teich. Aber bevor sie noch einmal hinein hüpfen, machte Digory: „O - o - oh!“

„Was ist?“ fragte Polly.

„Mir kam gerade eine phantastische Idee“, sagte Digory. „Was ist mit den anderen Teichen?“

„Wie meinst du das?“

„Tja, wenn wir durch diesen Teich hier in unsere eigene Welt gelangen, dann ist es ja vielleicht möglich, daß wir woanders hinkommen, wenn wir in einen anderen Teich hüpfen. Vielleicht ist an jedem Grund von jedem Teich eine andere Welt?“

„Ich dachte, wir seien schon in dieser anderen Welt oder an dem anderen Ort oder wie es der Onkel Andrew nannte. Hast du nicht gesagt ...“

„Ach, zum Teufel mit meinem Onkel“, unterbrach Digory. „Ich glaube nicht, daß der viel Ahnung hat. Er hatte nicht mal den Mut, es selbst auszuprobieren. Er hat zwar nur von einer anderen Welt gesprochen, aber viel leicht gibt es ja Dutzende!“

„Du meinst, dieser Wald hier ist nur eine Welt unter vielen anderen?“

„Nein, ich glaube, daß dieser Wald überhaupt kein Wald ist. Er scheint mir eher wie ein Ort, der zwischen den Welten liegt.“

Polly sah verwirrt aus.

„Verstehst du nicht?“ fragte Digory. „Hör zu! Denk an den Tunnel daheim unterm Dach. Er gehört ja eigentlich zu gar keinem bestimmten Haus, aber wenn man ihn betritt, kann man von dort aus zu jedes einzelne Haus gelangen. Könnte es bei dem Wald nicht so ähnlich sein? Könnte es nicht ein Ort sein, der zu keiner Welt gehört, aber wenn man ihn erst mal gefunden hat, gestattet er den Zutritt zu allen Welten?“

„Na ja, aber selbst wenn man ...“ begann Polly, aber Digory fuhr fort, als hätte er sie gar nicht gehört.

„Das erklärt natürlich alles. Deshalb ist es hier so still und verschlafen. Hier geschieht nie etwas. Es ist fast wie bei uns daheim. In den Häusern reden die Leute, dort werkeln sie herum und dort essen sie. Aber an den Übergangsstellen, hinter den Wänden, über der Decke und unter dem Fußboden oder in unserem Tunnel passiert gar nichts. Von dort aus kann man aber in jedes Haus gelangen. Ich glaube, von hier aus kommt man ebenfalls absolut überall hin. Wir brauchen also nicht in den Teich zu springen, aus dem wir gekommen sind. Zumindest noch nicht gleich.“

„Der Wald zwischen den Welten“, sagte Polly verträumt. „Das klingt hübsch.“

„Komm!“ befahl Digory. „Welchen Teich wollen wir nehmen?“

„Hör zu! Ich probiere keinen neuen Teich, solange wir nicht wissen, daß wir durch den alten wieder heimkommen. Wir haben doch gar keine Ahnung, ob es überhaupt klappt!“ protestierte Polly.

„Ja, und dann erwischt uns Onkel Andrew und nimmt uns die Ringe weg, bevor wir unseren Spaß hatten. Nein danke“, sagte Digory.

„Vielleicht könnten wir ein Stückchen in unseren Teich hinabtauchen, nur um zu sehen, ob ...“

funktioniert“, schlug Polly vor. „Und wenn, dann wechseln wir die Ringe, bevor wir in das Arbeitszimmer deines Onkels ankommen.“

„Meinst du, daß es geht, nur ein Stückchen hinab zu tauchen?“

„Es hat ja ein Weilchen gedauert, bis wir oben waren. Also dauert es vermutlich auch ein Weilchen, bis wir wie der unten sind.“

Digory machte ein schreckliches Theater, bevor er einwilligte. Aber schließlich und endlich blieb ihm nichts anderes übrig, weil Polly sich strikt weigerte, sich in den anderen Welten umzusehen, bevor sie sich nicht überzeugt hatte, daß sie ihre eigene Welt wieder erreichen konnte. Was gewiss Gefahren betraf, so wie zum Beispiel bei Wespen oder so, da war sie genauso mutig wie Digory. Nur war sie nicht so wild darauf, Dinge auszukundschaften, von denen noch kein Mensch jemals etwas gehört hat. Digory gehörte nämlich zu den Leuten, die alles wissen wollen. Später, als er erwachsen war, wurde er der berühmte Professor Kirke, der in anderen Büchern eine Rolle spielt.

Nach einem ziemlichen Hin und Her einigten sie sich schließlich darauf, ihre grünen Ringe anzustecken („Grün steht für Sicherheit“, sagte Digory, „damit du die beiden Ringe auf keinen Fall verwechseln kannst“), sich an den Händen zu halten und zu springen. Aber sobald es den Anschein hatte, als kämen sie wieder in Onkel Andrews Arbeitszimmer an oder zumindest in ihrer alten Welt, wollte Polly „Wechseln!“ rufen, und dann wollten sie die grünen Ringe gegen die gelben austauschen. Eigentlich wollte Digory derjenige sein, der „Wechseln!“ rief, aber Polly war dagegen.

Also steckten sie die grünen Ringe an, nahmen einander bei der Hand und riefen noch einmal „Eins - zwei - drei - los!“ Diesmal funktionierte es. Es läßt sich schwer beschreiben, wie sich das Ganze für die beiden anfühlte, weil alles so schnell ging. Zuerst bewegten sich helle Lichter an einem dunklen Himmel. Digory war anschließend der Meinung, es seien Sterne gewesen, und er war sogar bereit, zu beschwören, er habe den Jupiter ganz aus der Nähe gesehen. Sogar dessen Monde habe er erkennen können. Aber gleich darauf waren sie von unzähligen Dächern mit Kaminen umgeben, und die St. Paul's-Kathedrale sahen sie auch. Sie mußten also in London sein. Doch sie konnten durch alle Mauern sehen und in alle Häuser hinein. Dann erblickten sie ganz verschwommen und unklar Onkel Andrew. Nach und nach wurde das Bild immer klarer, wie bei einem Fernglas, das richtig eingestellt wird. Doch bevor Digorys Onkel ganz und gar wirklich wurde, rief Polly: „Wechseln!“ Also steckten sie die gelben Ringe wieder an, unsere Welt verblaßte wie ein Traum, das grüne Licht über ihnen wurde stärker und immer stärker, bis sie mit den Köpfen die Wasseroberfläche durchstießen und wieder ans Ufer krabbelten. Um sie herum stand der Wald, so grün und so hell und so still wie zuvor. Das Ganze hatte kaum eine Minute gedauert.

„So!“ sagte Digory. „Es klappt also. Und jetzt beginnt das Abenteuer. Welchen Teich wir nehmen ist ja egal. Wir probieren den da.“

„Halt!“ rief Polly. „Sollen wir denn nicht den Teich hier erst markieren?“

Die beiden starrten einander an und wurden totenblass, als ihnen klar wurde, wie schrecklich das hätte ausgehen können, was Digory eben fast getan hätte. Es gab ja unzählige Teiche hier im Wald, und alle sahen sie gleich aus, genau wie die Bäume. Wenn sie also den Teich, der zu ihrer eigenen Welt führte, verlassen hätten, ohne ihn irgendwie zu markieren, dann würden sie ihn höchstwahrscheinlich nie mehr gefunden haben.

Digorys Hand zitterte, als er sein Taschenmesser öffnete und einen langen Streifen der Grasnarbe am Teichufer herausschnitt. Die wohlduftende Erde war von einem tiefen Rotbraun, das sich von dem Grün drum herum gut abhob. „Wie gut, daß wenigstens einer von uns beiden was im Kopf hat“, sagte Polly.

„Jetzt hör schon auf und gib nicht so an!“ sagte Digory. „Ich will sehen, was wir im nächsten Teich vorfinden. Komm!“

Polly reagierte ziemlich ungehalten, und Digory gab eine noch ekelhaftere Antwort. Der Streifen

dauerte ein paar Minuten, aber es wäre langweilig, ihn in voller Länge wiederzugeben. Wir machen einfach einen Sprung bis zu dem Augenblick, wo sie mit Herzklopfen, ängstlichen Gesichtern und dem grünen Ring am Finger am Ufer des unbekanntes Teiches standen, einander an der Hand faßten und noch einmal sagten: „Eins - zwei - drei - los!“

Platsch! Wieder einmal hatte es nicht funktioniert. Auch dieser Teich war so flach wie eine Pfütze. Anstatt in eine andere Welt zu gelangen, hatten sie sich an diesem Vormittag zum zweiten Mal nasse Füße und vollgespritzte Beine geholt - falls es überhaupt noch Vormittag war: in dem Wald zwischen den Welten schien nämlich die Zeit stillzustehen.

„Zum Donnerwetter!“ rief Digory. „Was ist denn bloß diesmal wieder schiefgegangen? Wir tragen doch die gelben Ringe! Er sagte, für die Reise nach draußen seien die gelben Ringe zuständig.“

In Wahrheit hatte Onkel Andrew, der nichts von dem Wald zwischen den Welten wußte, eine ganz falsche Vorstellung von den Ringen. Es traf nicht zu, daß die gelben in fremde Welten führten und die grünen nach Hause; zumindest nicht so, wie er sich das vorstellte. Das Material, aus dem beide Ringe bestanden, stammte aus dem Wald. Die Substanz in den gelben Ringen hatte die Kraft, den jeweiligen Träger in den Wald zu ziehen; diese Substanz wollte an ihren Ursprungsort zurück, in den Wald zwischen den Welten. Die Substanz in den grünen Ringen dagegen war bestrebt, ihren Ursprungsort zu verlassen: also brachten die grünen Ringe den jeweiligen Träger vom Wald weg in eine andere Welt. Ihr müßt wissen, daß Onkel Andrew hier mit Dingen umging, von denen er eigentlich gar nichts verstand. So ist das im Übrigen mit den meisten Zauberern. Natürlich war sich Digory dessen auch nicht so recht bewußt, zumindest noch nicht gleich. Aber als die beiden Kinder beratschlagt hatten, entschlossen sie sich, es noch einmal mit den grünen Ringen zu versuchen, um zu sehen, was da passierte.

„Ich bin dabei, wenn du dabei bist“, erklärte Polly wieder. Aber das sagte sie nur, weil sie tief in ihrem Innern ihres Herzens zu wissen glaubte, daß in dem neuen Teich keiner der beiden Ringe funktionieren würde. Also gab es außer einem Platscher ins Wasser ja eigentlich nichts zu befürchten. Digory ging es vermutlich genauso. Als die beiden ihre grünen Ringe übergestreift hatten und wieder Hand an Hand am Wasser standen, waren sie jedenfalls wesentlich wohlgemuter als beim ersten Mal. Und zudem hatten sie viel weniger Herzklopfen.

„Eins - zwei - drei - los!“ rief Digory. Und dann sprangen sie.



DIE GLOCKE UND DAS HÄMMERCHEN

D

iesmal gab es keinen Zweifel: Die Zauberei funktionierte. Sie sausten tiefer und immer tiefer, zuerst durch dunkle Schwärze, dann zwischen ganz verschwommenen, wirbelnden Gebilden hindurch, die man nicht richtig erkennen konnte. Dann wurde es heller, und sie spürten plötzlich wieder festen Boden unter den Füßen. Einen Augenblick später wurde das Bild um sie herum klar, und sie sahen sich um.

„Ein ziemlich eigenartiger Ort“, stellte Digory fest.

„Hier gefällt es mir gar nicht“, meinte Polly und schauderte.

Als erstes fiel ihnen das Licht auf. Es war nicht wie Sonnenlicht, nicht wie elektrisches Licht, nicht wie das Licht einer Lampe oder einer Kerze. So ein Licht hatten sie noch nie gesehen. Rötlich trüb und ganz und gar nicht freundlich, leuchtete es stetig, ohne zu flackern. Polly und Digory standen auf einer gepflasterten Fläche, umgeben von Gebäuden. Es schien eine Art Hof zu sein, auf dem sie da standen. Der Himmel über ihren Köpfen war von einem so dunklen Blau, daß er schon fast schwarz wirkte. Wenn man sich diesen Himmel anschaute, dann nahm man an, daß es hier in dieser Welt nicht stockfinster war.

„Das Wetter hier ist ausgesprochen eigenartig“, sagte Digory. „Vielleicht kommen wir gerade zurecht für ein Gewitter oder eine Sonnenfinsternis.“

„Hier gefällt es mir gar nicht“, sagte Polly.

Alle beide flüsterten, ohne zu wissen weshalb. Und keiner ließ die Hand des anderen los, obwohl das jetzt, nach dem Sprung, eigentlich gar nicht mehr nötig war.

Hoch aufragende Mauern umgaben den Hof, auf dem sie standen. Das Mauerwerk war durchbrochen von vielen riesigen, glaslosen Fenstern, durch die nur schwarze Finsternis zu sehen war. Weiter unten klafften riesige Säulengänge wie die schwarzen Mäuler von Eisenbahntunnels. Es war auch ziemlich kalt.

Der Stein, aus dem alles gebaut war, schien rot zu sein, aber das lag vielleicht nur an dem eigenartigen Licht. Alles war offensichtlich uralt. Viele von den flachen Pflastersteinen hatten Sprünge, sie fügten sich nicht mehr richtig aneinander, und die scharfen Plattenkanten waren abgetreten. Einer der gewölbten Torbogen lag voller Geröll. Die beiden Kinder drehten und wendeten sich, um alles zu betrachten. Vor allem drehten und wendeten sie sich deshalb, weil ja vielleicht irgendeiner oder irgend et was aus diesen Fenstern starrte, wenn sie sich gerade in eine andere Richtung drehten.

„Glaubst du, hier wohnt einer?“ fragte Digory schließlich. Er flüsterte noch immer.

„Nein“, meinte Polly. „Das ist doch alles am Zusammenbrechen. Wir haben keinen einzigen Laut gehört, seit wir da sind.“

„Wir bleiben jetzt still stehen und horchen“, schlug Digory vor.

Also blieben sie still stehen und horchten, aber außer ihrem eigenen Herzklopfen war nichts zu hören. Hier war es mindestens genauso still wie in dem Wald zwischen den Welten. Nur war hier die Stille ganz anders. Im Wald war sie üppig gewesen, warm und voller Leben - um ein Haar hätte man

dort die Bäume wachsen hören. Hier war sie tot, kalt und leer. Man konnte sich nicht vorstellen, daß dieser Stille etwas wachsen sollte.

„Komm, wir gehen nach Hause“, schlug Polly vor.

„Wir haben doch noch gar nichts gesehen!“ protestierte Digory.

„Wenn wir schon mal da sind, dann müssen wir uns auch umsehen.“

„Ich bin sicher, hier gibt es überhaupt nichts Interessantes zu sehen.“

„Welchen Sinn hat es denn, wenn man einen Zauber ring findet, der einem den Zutritt zu andere Welten verschafft, wenn man dann aber Angst davor hat, sie anzuschauen?“

„Wer hat hier was von Angst gesagt?“ fragte Polly und ließ Digorys Hand los.

„Ich dachte nur, weil du offensichtlich keine große Lust hast, dich hier umzuschauen.“

„Ich gehe überall hin, wo du hingehst.“

„Wir können ja jederzeit wieder von hier verschwinden“, sagte Digory.

„Wir streifen jetzt die grünen Ringe ab und stecken sie in unsere rechte Tasche. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir die gelben in der linken Tasche haben. Du kannst deine Hand so nah an deine Tasche lassen, wie du nur willst, nur hineinstecken darfst du sie nicht. Sonst berührst du den Ring, und dann bist du weg.“

Also streiften sie ihre Ringe ab und gingen zu einem großen Torbogen, der in ein Gebäude führte. Als sie von der Schwelle aus nach drinnen schauten, sahen sie, daß es dort gar nicht so düster war, wie sie zuerst gedacht hatten. Die Tür führte in eine weitläufige, schattige Halle, die leer zu sein schien. Gegenüber, am anderen Ende der Halle, stand eine Säulenreihe, durchbrochen von Rundbögen, durch die das eigenartig träge wirkende Licht hereinfiel. Ganz vorsichtig, weil der Fußboden ja vielleicht schadhaft war oder weil Dinge herumliegen mochten, über die man stolpern konnte, durchquerte Polly und Digory die Halle. Der Weg kam ihnen endlos lang vor. Am anderen Ende angelangt, traten sie durch einen Rundbogen hinaus und standen auf einem noch größeren Hof.

„Das sieht ja ziemlich gefährlich aus“, meinte Polly und deutete auf eine Mauer, die sich nach außen wölbte und geradeso aussah, als könne sie jeden Moment einstürzen. An einer Stelle fehlte ein Pfeiler zwischen zwei Rundbögen, und dort, wo sich die beiden Bögen trafen und wo der Pfeiler hätte stehen müssen, hingen die Steine frei in der Luft. Ganz offensichtlich war der Ort hier seit Hunderten, ja vielleicht seit Tausenden von Jahren unbewohnt.

„Wenn es bis jetzt gehalten hat, dann wird es vermutlich nicht ausgerechnet jetzt zusammenbrechen“, sagte Digory. „Aber wir müssen uns ganz still verhalten. Weißt du - manchmal kann ein Geräusch der auslösende Faktor sein - wie bei einer Lawine in den Alpen.“

Sie verließen den Hof und traten durch eine andere Tür, kletterten eine riesige Treppe empor, durchschritten weite Hallen, eine nach der anderen, bis ihnen ganz schwindlig wurde von den riesigen Ausmaßen dieser Bauwerke. Von Zeit zu Zeit dachten sie, jetzt müßten sie gleich hinausgelangen in die Freie und sehen, was für eine Art Landschaft diesen riesigen Palast umgab, doch jedesmal gelangte sie lediglich auf den nächsten Hof. Wunderschön mußten diese Gebäude gewesen sein, damals, als hier noch Leute gelebt hatten. In einem entdeckten sie einen ehemaligen Springbrunnen. Da stand ein riesiges Monstrum mit weit ausgebreiteten Schwingen, in dessen offenem Maul man noch ein Stückchen von dem Rohr sehen konnte, aus dem früher das Wasser geflossen sein mußte. Darunter gab es ein großes, steinernes Becken, in dem einst das Wasser aufgefangen worden war. Doch jetzt war es völlig ausgetrocknet. An einer anderen Stelle fanden sie die verdorrten Überreste einer Kletterpflanze, die sich um die Pfeiler gewunden und mit dazu beigetragen hatte, daß diese eingestürzt war. Jetzt war sie allerdings seit langem verdorrt. Keine einzige Ameise war zu sehen, keine Spinne und auch kein anderes Getier, das man sonst in verlassenen Gemäuern findet. Und an den Stellen, wo man zwischen den zerbrochenen Steinen die nackte Erde sah, wuchs weder Gras noch Moos. Alles wirkte so trostlos und so gleichförmig, daß sich sogar Digory Gedanken machte, ob sie nicht besser die gelben Ringe

- [read *First Migrants: Ancient Migration in Global Perspective*](#)
- [click Montezuma's Daughter here](#)
- [*Homicide in the Biblical World* book](#)
- [read Songbook: Bossa Nova, Volume 1 online](#)
- [**read *The Whole30: The 30-Day Guide to Total Health and Food Freedom***](#)
- [The Sex Lives of Saints: An Erotics of Ancient Hagiography \(Divinations: Rereading Late Ancient Religion\) for free](#)

- <http://www.freightunlocked.co.uk/lib/First-Migrants--Ancient-Migration-in-Global-Perspective.pdf>
- <http://kamallubana.com/?library/Western-Civilization--Volume-B--1300-to-1815.pdf>
- <http://nautickim.es/books/Homer-s-Odyssey--A-Fearless-Feline-Tale--or-How-I-Learned-about-Love-and-Life-with-a-Blind-Wonder-Cat.pdf>
- <http://yachtwebsitedemo.com/books/Songbook--Bossa-Nova--Volume-1.pdf>
- <http://sidenoter.com/?ebooks/We-Have-the-Technology--How-Biohackers--Foodies--Physicians--and-Scientists-Are-Transforming-Human-Perception-->
- <http://www.mmastyles.com/books/The-Zero-Waste-Lifestyle--Live-Well-by-Throwing-Away-Less.pdf>